

# Insel Verlag

## Leseprobe



Tuck, Lily  
**Die französische Geliebte**

Roman

Aus dem Amerikanischen von Katharina Förs und Thomas Wollermann

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 4170  
978-3-458-35870-1



»Eliza Alicia Lynch hatte Irland im Alter von zehn Jahren verlassen; mit fünfzehn heiratete sie einen französischen Offizier; mit neunzehn, geschieden und mit einem gutaussehenden, aber mittellosen russischen Grafen liiert, mußte sie noch einmal neu loslegen.«

1854 in Paris: Ella lernt Francisco Solano López kennen, einen steinreichen und draufgängerischen Südamerikaner. Ohne Zögern begleitet sie ihn in seine Heimat Paraguay. Als Nachfolge seines Vaters wird Francisco Diktator des Landes – Ella seine offizielle Mätresse und Mutter seiner fünf Söhne. Im Palast in Asunción führen sie ein Leben in Saus und Braus. Als Francisco jedoch 1864 einen Krieg gegen die mächtigen Nachbarn Brasilien und Argentinien vom Zaun bricht, steht alles auf dem Spiel ...

*Die französische Geliebte* ist ein schillernder Roman voller farbenprächtiger Bilder, der auf realen Figuren beruht.

Lily Tuck, geboren 1938 als Tochter deutscher Emigranten in Paris, verbrachte ihre Kindheit in Peru, Uruguay und New York, wo sie heute mit ihrer Familie lebt. 1991 erschien ihr erster Roman *Interviewing Matisse*, weitere Romane folgten. Für *Die französische Geliebte* erhielt sie den National Book Award. Ihr aktueller Roman *Das Glück mit dir* ist ebenfalls 2012 im Insel Verlag erschienen.

insel taschenbuch 4170  
Lily Tuck  
Die französische Geliebte





Lily Tuck  
Die französische Geliebte  
Eine Geschichte aus Paraguay

*Roman*

Aus dem Amerikanischen von  
Katharina Förs und Thomas Wollermann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel *The News from  
Paraguay* bei HarperCollins Publishers, New York.  
Copyright © 2004 by Lily Tuck.

Erste Auflage 2012  
insel taschenbuch 4170  
Insel Verlag Berlin 2012  
Copyright © 2004 by Lily Tuck  
© der deutschen Übersetzung Insel Verlag Frankfurt am Main  
und Leipzig 2006

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk  
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Umschlag: bürosüd, München  
Karte: Nick Springer  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-458-35870-1

# Die französische Geliebte

Meiner Familie

Wenn man mich fragt, Paraguay ist das interessanteste, liebenswerteste und angenehmste Land der Welt.

– aus einem Brief, 1852  
C. B. MANSFIELD



Als Fremde und Besucherin hielt sie die Neuigkeiten aus Irland in ihrem Tagebuch fest. Als Fremde und Besucherin lernte sie, mit den Dingen zu leben.

WILLIAM TREVOR



»Paraguay«, sagt Muratori, »bedeutet soviel wie ›Federnfluß‹, was sich von der Vielfalt und Schönheit der dortigen Vögel herleitet.«

»Paraguay«, erklärt P. Charlevoix, »heißt ›fleuve couronné‹ nach Pará, Fluß, und gua, Kreis oder Krone, in der Sprache der Menschen, die rund um den Xarayes-See leben, der die Form einer Krone hat.«

»Paraguay«, sagt Mr. Davie (1805), »bedeutet ›Farbenpracht‹ – eine Anspielung auf die Blumen und Vögel. Pará heißt eigentlich ›gefleckt‹, weshalb man beispielsweise den gefleckten Tabak, den alle Paraguay-Reisenden kennen, Petun Pará nennt.« Mr. Wilcocke (1807), der sich ohne Quellenangabe freimütig bei Davie und anderen Autoren bedient, übernimmt das Wort »Farbenpracht«.

»Paraguay«, schreibt D. Pedro de Angelis (1810), »heißt soviel wie Fluß, der aus dem Xarayes-See entspringt, welcher für seinen Wildreis berühmt ist.«

»Paraguay«, was in alten Manuskripten manchmal Paraguay geschrieben wird, meint Rengger, »bedeutet nichts weiter als ›Meerwasserloch‹, von Pará, Meer, und qua-y, Wasserloch.«

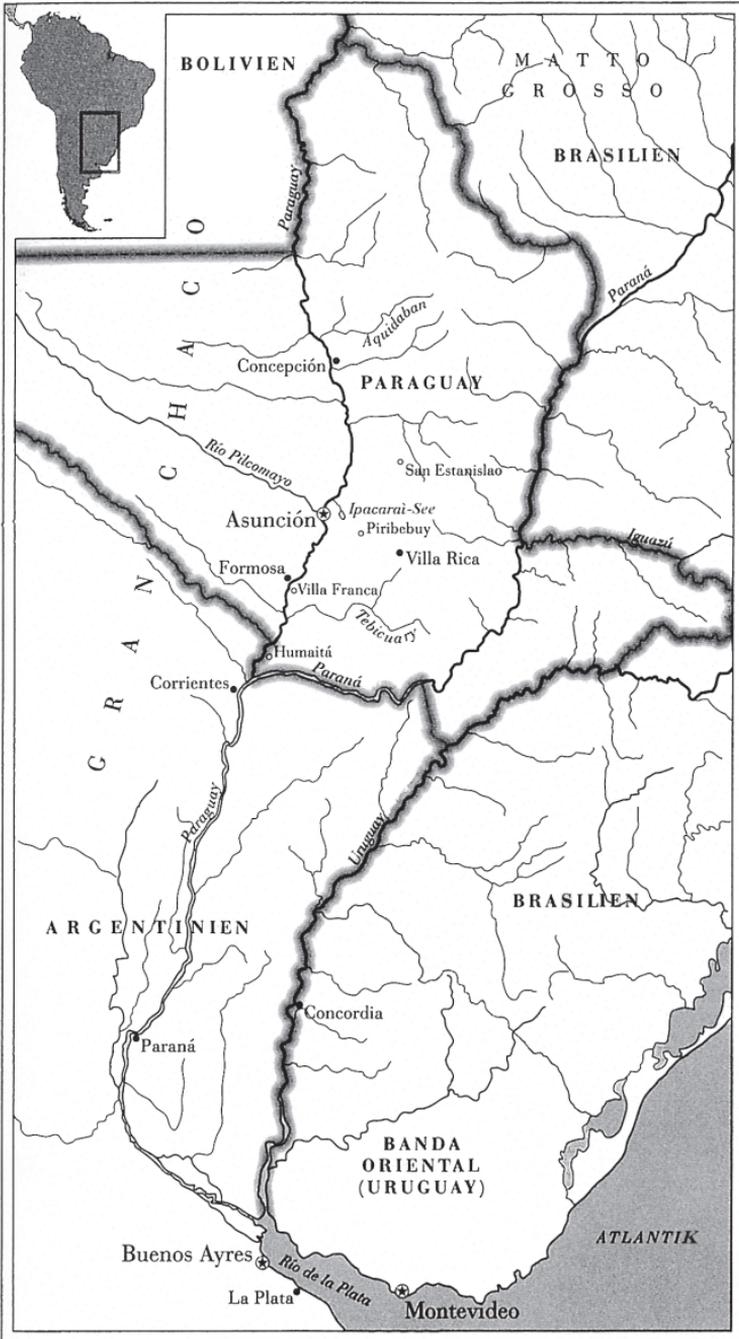
»Paraguay«, heißt es im Volksmund, »bedeutet einfach Wasser der (hoch geachteten) Payaguá- bzw. Kanu-Indianer, was von den ersten spanischen Siedlern zu Paragua verballhornt worden ist.«

»Paraguay«, meint Lieutenant-Colonel George Thompson, »bedeutet wörtlich ›Fluß, der zum Meer gehört‹ (Pará, das Meer, guay, gehören, und y – ü gesprochen – für Fluß oder Wasser).«

Eine achte Herleitung, für die ich keine Quelle anführen kann, behauptet, es heiße »Wasser des Penelope-Vogels« (Ortalida Paragua, immer noch häufig am Ufer des Flusses anzutreffen).

Ohne den Versuch zu wagen, eine derart umstrittene Frage zu entscheiden . . . , möchte ich nur anmerken, daß noch im Jahr 1837 der Anführer eines Guaraní-Stamms Paragua genannt wurde; . . . und daß sowohl im portugiesischen wie im spanischen Teil Südamerikas die Eroberer geographische Gegebenheiten häufig nach den Kaziken benannten, die sie bekriegten und niedermetzelten. Daher könnte Paraguay sehr gut der Fluß des (Stammesfürsten) »Paragua« heißen.

CAPTAIN RICHARD F. BURTON,  
Mitglied der Royal Geographical Society





# 1 Paris

Alles begann mit einer Feder. Einer leuchtend blauen Papageienfeder, die sich eines Nachmittags bei einem Ausritt im Bois de Boulogne von Ella Lynchs Hut löste. Ella, blond, hellhäutig, irisch, war eine gute Reiterin – sie ritt ohne jede Anstrengung, mit dem Hintern, nicht mit den Beinen –, und sie saß im Herrensitz auf dem Pferd, einer temperamentvollen, kleinen, grauen Vollblutstute. Dicht hinter Ella und ihrem Begleiter folgte Francisco Solano López im Kanter, auch er ein guter Reiter – wenn auch von einem ganz anderen Kaliber. Er ritt mit Kraft, der Kraft seiner Arme, seiner Schenkel. Außerdem bevorzugte er große Pferde, Pferde, die mehr als sechzehn, siebzehn Handbreit maßen; zu Hause ritt er häufig ein großes, trittsicheres und dickköpfiges braunes Maultier. Franco – wie Francisco Solano López genannt wurde – zügelte sein Pferd, stieg mit klirrenden Silbersporen ab und hob die Feder auf; flüchtig kam ihm in den Sinn, daß Inocencia, seine fette Schwester, sicher gewußt hätte, von welchem Papagei die Feder stammte, hielt sie doch Hunderte in ihrer Voliere in Asunción, doch es war Ella, nicht die Feder, die Francos Aufmerksamkeit erregt hatte.

Man schrieb das Jahr 1854, und die fünfundsechzig Kilometer Reitwege und Kutschstraßen waren voller eleganter Kaleschen, Daumonts, Phaetons; an jedem Nachmittag, an dem es das Wetter erlaubte, konnte man Kaiserin Eugénie mit ihrem Stallmeister ausreiten sehen. Und jeden Nachmittag zeigte sich Kaiserin Eugénie dem modenärri-

schen Paris in einem neuen Kleid von stets anderer Farbe: *krimgrün*, *sewastopolblau*, *bismarckbraun*. Erst vor kurzem hatte man den verwahrlosten Bois de Boulogne in einen eleganten englischen Park verwandelt.

Der sechsundzwanzigjährige Franco, der von seinem Vater als bevollmächtigter Botschafter nach Europa geschickt worden war, trug die Uniform eines Feldmarschalls, die der Napoléons nachempfunden war, nur daß seine Jacke grün war – *paraguaygrün*. Er war klein und kräftig – allerdings noch nicht untersetzt, auch machten ihm seine Backenzähne noch nicht zu schaffen –, und seine dichten Augenbrauen trafen sich in der Mitte wie ein schwarzer Strich, aber er wirkte nicht häßlich. Er war selbstsicher, unbefangen, ehrgeizig, voller Elan, verwöhnt – niemals, mit einer einzigen Ausnahme, war ihm etwas abgeschlagen worden –, und er war unermeßlich reich. Franco steckte die Feder ein und stieg wieder auf sein Pferd. Rasch hatte er Ella eingeholt und folgte ihr nach Hause.

Eliza Alicia Lynch hatte Irland im Alter von zehn Jahren verlassen; mit fünfzehn heiratete sie einen französischen Offizier; mit neunzehn, geschieden und mit einem gutaussehenden, aber mittellosen russischen Grafen liiert, mußte sie noch einmal neu loslegen.

14. MÄRZ 1854

Ein wunderschöner Nachmittag! Ich bin wieder mit Dimitri auf der kleinen Stute im Bois ausgeritten [*schrieb Ella am Abend in ihr Tagebuch*]. Sie wächst mir Tag für Tag mehr ans Herz – ihr Maul ist seidenweich, und sie reagiert auf die kleinste Bewegung der Zügel. Im Kanter habe ich das Gefühl, in einem Schaukelstuhl zu sitzen!

Aber wie sollte ich mir ein Pferd leisten können? Wo ich doch schon jetzt John Worth ein Vermögen schulde! Oh, wie ich diese ständigen Geldsorgen hasse! Geld und Diener! Als ich nach Hause kam, um mich umzukleiden, mußte ich mir schon wieder Maries Klagen über Pierre anhören, der angeblich meinen Wein trinkt und wer weiß was sonst noch stiehlt – Diener sind eben intrigant und eifersüchtig! Beinahe hätte ich mich über Maries Geschnatter auch noch verspätet – ausgerechnet heute, wo der Salon eröffnet wurde! Es traf sich aber, daß ich Glück hatte. Gleich als erstes stieß ich auf den Vorsitzenden der Jury höchstselbst, den Duc de Morny, der mich beim Arm nahm und mir erzählte, am Vortag sei sein Halbbruder, der Kaiser, ohne einmal anzuhalten und ohne den geringsten Blick für irgendein Bild, durch sämtliche Säle geeilt, bis er beim letzten ankam – dem unbedeutendsten Saal von allen, in dem nur absolut zweitklassige Bilder ausgestellt sind. Hier erst sei der Kaiser, aus Pflichtgefühl, wie der Duc vermutet, vor einer häßlichen Alpenansicht stehengeblieben – die Alpen sehen darauf aus wie aufgeschichtete Brotlaibe! –, und nachdem er diese gute fünf Minuten lang gemustert, habe sich der Kaiser an den armen Duc gewandt und erklärt: »Der Maler hätte die Gipfelhöhen angeben sollen.« Ich schüttete mich fast aus vor Lachen, die Tränen liefen mir über die Wangen! Als ich die Ausstellung verließ, um zu einer Abendgesellschaft zu gehen, regnete es, und erst da bemerkte ich, daß ich in der Eile keinen Schirm mitgenommen hatte, aber wieder hatte ich Glück, ein Herr mit einer stinkenden Zigarre stand in der Tür und bot mir seinen an.

Franco hatte kistenweise Orangen und Tabak aus Paraguay mitgebracht. Die Apfelsinen hatten unterwegs zu faulen begonnen, die Matrosen hatten sie ausgepreßt und den Saft getrunken; der Tabak überstand den Transport besser. In Paraguay läßt man die Blätter länger am Stengel reifen, weshalb sie einen höheren Nikotingehalt aufweisen, der Tabak schlug auf der Pariser Weltausstellung den kubanischen Beitrag und wurde mit einer Goldmedaille ausgezeichnet; in der Urkunde hieß es: *Sehr schöne Auswahl von Blättern, besonders geeignet für Zigarren.* Außer dem Tabak hatte Franco noch Dutzende Ponchos mitgebracht, die als Geschenke gedacht waren; die Ponchos waren aus einer pflanzlich erzeugten Seide namens *samahu* hergestellt, deren Weichheit allgemeine Bewunderung fand. Nachdem er Ella bis nach Hause gefolgt war, hatte er einen dieser Ponchos zusammen mit seiner Karte in ihrer Wohnung in der Rue du Bac abgeben lassen.

Pierre, Ellas Kammerdiener, legte Francisco Solano López' Karte zu den anderen auf das Silbertablett auf dem Tisch im Vestibül des Hauses in der Rue du Bac; das Paket mit dem Poncho reichte er an das Dienstmädchen Marie weiter. Der Poncho war lieblos in braunes Papier eingeschlagen, und da Marie neugierig war, wickelte sie ihn aus. Das Paket roch seltsam. Wie Tee. Zwar war der Poncho, der die Farbe von rotem Lehm hatte, weich und wahrscheinlich auch warm, er sah aber ganz anders aus als die Kleider, die Ella sonst trug – ihre Pelzstola, ihre samtenen Umhänge, ihre Kaschmirschals mit Paisleymuster. Marie hielt den Poncho vor sich. Ihr fröstelte, und als sie aus dem Fenster schaute, bemerkte sie, daß Regen eingesetzt hatte, ein feiner Nieselregen. *Ach Gott, sie wird ihn nicht entbehren, und außerdem schuldet sie mir einen Monatslohn,* sagte